

aus: ila 338, September 2010, www.ila-web.de

## Teures Obst

---

### Ananasproduktion in Costa Rica: Die Verantwortung liegt auch bei den KonsumentInnen

Eine ganze Ananas aus Costa Rica für nur einen Euro bot kürzlich ein Bonner Supermarkt an. Auf Wunsch wurde sie geschält und das gelbe Fruchtfleisch in bereit stehende Plastikdöschen gepackt. Die freundlich lächelnden VerkäuferInnen werden vermutlich miserabel entlohnt, weil die meisten Supermarktketten längst keine Tariflöhne mehr zahlen. Doch das Lohndumping beginnt schon viel früher, nämlich in Costa Rica, wo die LandarbeiterInnen auf den Ananasplantagen für mehr als mickrige Löhne bis zu sieben Tage in der Woche schuften müssen. Dazu kommt es wegen der eingesetzten Agrargifte sowohl bei den ArbeiterInnen als auch bei den BewohnerInnen der Dörfer in der Ananaszone vermehrt zu Hauterkrankungen, immer wieder kommen Babys mit Missbildungen zur Welt. So billig und wohlschmeckend die Ananas für die KonsumentInnen hierzulande sein mag, so teuer und bitter im Geschmack ist sie für viele Menschen in Costa Rica.

VON ANTON MAURER

Der erste Konzern, der in Costa Rica im großen Stil Ananas anbaute, war *Del Monte*, der Anfang der 80er Jahre im Provinzstädtchen Buenos Aires mit einer 300 ha großen Plantage begann. Heute kultivieren 31 Firmen rund 45 000 ha der tropischen Frucht und machen Costa Rica damit zum weltweit führenden Ananasexporteur. Die prominentesten davon sind die US-Giganten *Chiquita*, *Dole* und *Del Monte*.

Einer, der die Entwicklung von Anfang an mitverfolgt hat, ist José.<sup>1</sup> Er erzählt mir von der Subsistenzwirtschaft, von den kleinen Grundstücken, auf denen vorher hauptsächlich für den Eigenbedarf produziert worden war und von der systematischen Vertreibung der Kleinbäuerinnen, die mit dem Ananasanbau einsetzte. Einige verkauften freiwillig, vielen blieb keine andere Wahl. Sie verkauften ihre Grundstücke an *Del Monte*, als sie von Ananasfeldern eingeschlossen und ohne Wasser waren oder der Konzern die Zufahrtsstraße gekauft hatte. Auf den abgeernteten Feldern kam es zur Bildung eines Substrats, das ideale Brutbedingungen für die *chupa sangre*, eine blutsaugende Fliege, schaffte. Der anschließenden Fliegenplage fiel rund die Hälfte der lokalen Viehbestände zum Opfer. Die costaricanische Regierung verschärfte die Situation, indem sie sich weigerte, die Produkte der Kleinbäuerinnen abzunehmen. Banken vergaben plötzlich keine Kredite mehr. José selbst musste seine Kaffeepflanzungen aufgeben, als das Internationale Kaffeeabkommen, das ProduzentInnen jahrzehntelang stabile Preise garantiert hatte, von den USA gekündigt wurde und es weltweit zu einem starken Verfall der Kaffeepreise kam.

Die Unterstützung der Ananaskonzerne von staatlicher Seite kam nicht von ungefähr. Als die US-Nationalbank *Fed* den US-Leitzins von 4,5 Prozent im Jahr 1977 auf mehr als 20 Prozent im Jahr 1981 an hob, stürzten zahlreiche in US-Dollar verschuldete Entwicklungsländer in eine tiefe Schuldenkrise. Die Zinsen lagen nun deutlich über der wirtschaftlichen Wachstumsrate und mussten aus der Substanz beglichen werden. In der Folge wurden die Institutionen Weltbank und

IWF damit betraut, die überschuldeten Länder durch radikale Reformen („Strukturanpassungsprogramme“) wieder zahlungsfähig zu machen.

Unter den neoliberalen costaricanischen Präsidenten Monge und Arias wurden 1985 und 1989 zwei derartige Strukturanpassungsgesetze verabschiedet. Das zweite legte die Schwerpunkte auf die Neustrukturierung des Außenhandels sowie auf die Agrarmarktpolitik. Es beinhaltete u.a. den „Abbau von bürokratischen Hürden“, das „In-Kraft-Setzen eines wirksamen Anreizsystems für Exportaktivitäten“ sowie die „vollständige Beseitigung direkter Preissubventionen für Bohnen, Reis und Mais“ (wichtigste Grundnahrungsmittel), die „Anpassung der intern gezahlten Produzentenpreise an das internationale Preisniveau“ und die „Zulassung der freien Einfuhr dieser Güter“. Damit war der Weg für die ausländischen Konzerne frei. Tatsächlich zahlt etwa *PINDECO*, ein Tochterunternehmen *Del Montes*, geringe bis gar keine Steuern und erhält gleichzeitig Exportförderungen in Millionenhöhe.

José arbeitete von Anfang an sieben Tage die Woche zwölf Stunden täglich, zeitweise kam es vor, dass er sein Haus um drei Uhr morgens verließ und erst um acht Uhr abends zurückkehrte. Dort, wo ihm bei der Feldarbeit kontaminiertes Wasser in den Stiefel schwappte, hat er heute eine große Narbe.

Der in der Ananas-Industrie extrem starke Einsatz von Chemikalien führt bei vielen ArbeiterInnen zunächst zu Hautausschlägen, Juckreiz und Übelkeit. Langfristig kann der Kontakt mit hochpotenten Pestiziden wie *Paraquat* zu Atemwegserkrankungen, Krebs, Unfruchtbarkeit, Lähmung, Koma und Tod führen. Das vom schweizerischen Konzern *Syngenta* hergestellte Herbizid zählt laut *PAN (Pesticide Action Network)* zum *Dirty Dozen* (das „schmutzige Dutzend“ besonders aggressiver Agrargifte – die Red.); sein Verkauf ist in zahlreichen Ländern verboten. Die Schutzkleidung der ArbeiterInnen ist in der Regel unzureichend, Informationen zu den Giften gibt es kaum. *Del Monte*-eigene ÄrztInnen bescheinigen kranken ArbeiterInnen oft beste Gesundheit. Wechselwirkungen der Gifte untereinander sowie deren Abbauprodukte sind weitgehend unerforscht und stellen auch für die EndverbraucherInnen ein Risiko dar.

In Buenos Aires treffe ich Dinia (25) und ihre Tochter Francela. Die heute Vierjährige wurde ohne Arme geboren. Dinia arbeitete vier Jahre in einer Ananas-Verpackungsanlage. Sie brauchte einen stabilen Job, und der Lohn war mit umgerechnet rund 250 Euro pro Monat vergleichsweise hoch. Während der ersten achteinhalb Monate ihrer Schwangerschaft war es ihre Aufgabe, Stammreste an den Früchten zu entfernen und die betreffenden Stellen mit einer Chemikalie zu versiegeln. Auch sie arbeitete häufig an sieben Tagen die Woche, zwölf Stunden täglich. Von Seiten *Del Montes* gab es bezüglich der verwendeten Chemikalie keine Auskünfte, es hieß nur, sie sei von „geringer Gefährlichkeit“. Die firmeneigenen Ärzte versicherten ihr während der Schwangerschaft wiederholt, dass alles in Ordnung sei.

Die Wochen nach der Geburt waren von peinlichen Begegnungen mit NachbarInnen geprägt. Die Frage nach der Ursache der Behinderung ist bis heute nicht eindeutig geklärt – nach der Geburt ist es schwierig, diese zweifelsfrei nachzuweisen. Gesichert ist, dass sich im Kanton Buenos Aires, in dem sich rund ein Viertel der costaricanischen Ananasplantagen befinden (derzeit ca. 12 000 ha), in den letzten Jahrzehnten derartige Vorfälle gehäuft haben. So kam es in Santa Marta, einem Dorf nahe der Kantonshauptstadt, im Jahr 1998 bei 18 schwangeren Frauen zu 15 Fehlgeburten. Im Falle Francelas trat zwei Wochen nach ihrer Geburt ein heftiger Juckreiz auf, der bis heute andauert. Ihr Körper ist fast vollständig von Ausschlag bedeckt, und auf Sonneneinstrahlung reagiert sie überempfindlich. Wegen Haltungsproblemen (sie isst, malt und spielt mit den Füßen) hat sie Schwierigkeiten mit der Wirbelsäule.

Durch den aggressiven Einsatz von Chemikalien in der Ananas-Industrie wird der Boden stark kontaminiert, die Erosion nimmt zu. Wasserschutzonen werden systematisch ignoriert, was zu

großflächigem Fischsterben führt. Trinkwasser wird verseucht, in der Trockenzeit kommt es in einigen Regionen zu Wasserknappheit, weil ein überproportionaler Anteil des Flusswassers für die Bewässerung der Ananasfelder benötigt wird. Um Platz für immer ausgedehntere Pflanzungen zu schaffen, wird mittlerweile auch in Höhenlagen wertvoller Regenwald abgeholzt. Der Protest von Seiten der Bevölkerung ist gering. Ein Beispiel für dieses Phänomen liefert Trino, der arbeitsunfähig ist, seit er für *Del Monte* gearbeitet hat. Nach einer ausführlichen Schilderung seiner Leiden, die er auf den direkten Kontakt zu den Pestiziden zurückführt, schreibt er, dass er „Gottes Gerechtigkeit“ erwarte und im Grunde genommen „nichts gegen die Firma habe“.

Trotzdem gab es von Anfang an Widerstand. So wurde im Kanton Buenos Aires zunächst die Umweltschutzorganisation *UNAPROA* gegründet, aus der sich dann die *FRENTE* (Front) formierte, eine Organisation, die auf gezielte Anzeigen und Aufklärungsarbeit setzte, teilweise mit Erfolg.

Beispielsweise führte der Druck der *FRENTE* dazu, dass in Santa Marta, wo Schulkinder tagtäglich den Chemikalien ausgesetzt waren, die Schule abseits der Ananasfelder neu aufgebaut wurde. Erfolglos blieb dagegen eine Anzeige, als *Del Monte* im Zuge der Erschließung neuer Anbauflächen in der Nähe des Dorfes Longo Mai auf einen antiken Indigenen-Friedhof stieß und fünf Grabhügel einebnete sowie 200 Gräber plündern ließ. Die *FRENTE* löste sich auf, als ihre Mitglieder misshandelt bzw. deren Familien bedroht wurden. José erzählt von einem schwarzen Auto, das eines Tages vor seinem Haus stand. Er wurde gezwungen einzusteigen, woraufhin zwei Sicherheitsbedienstete des Konzerns versuchten, ihn einzuschüchtern und die Namen weiterer Mitglieder der *FRENTE* zu erfahren. Von staatlicher Seite gibt es in solchen Fällen keinerlei Unterstützung, die Identität der Schläger ist nicht nachweisbar.

Das Prinzip der „Gewerkschaft“ wird von *Del Monte* dahingehend interpretiert, dass sich unter dem Titel *solidarismo* („Solidarismus“) einige firmengetreue ArbeitnehmerInnen treffen, deren Sitzungen streng überwacht werden. Aquiles Rivera, Mitbegründer der (durch gezielte Entlassungen an den Rand gedrängten) tatsächlichen Gewerkschaft, wurde im Mai 2009 auf offener Straße mit dem Tode bedroht.

Was kann man gegen eine Industrie, die Arbeitnehmerrechte und Umweltschutz mit Füßen tritt, unternehmen? José betont, dass die Macht bei den KonsumentInnen liegt. Ananas und Bananen (die Kultivierung der Banane ist kaum weniger problematisch), in Costa Rica und anderen Ländern des globalen Südens angebaut, werden beinahe zur Gänze in die EU und die USA exportiert, denen folglich auch die Verantwortung für diese menschlichen und ökologischen Desaster zuzuschreiben ist. Es liegt in den Händen der KonsumentInnen in Europa und Nordamerika, für Veränderung zu sorgen.

Die in Europa verbreitete Meinung, dass der Boykott eines Produktes keinen Sinn mache, weil dadurch Arbeitsplätze verloren gingen, lässt José nicht gelten. Die KonsumentInnen können – in erster Linie, indem sie auf der höchsten demokratischen Ebene Druck auf bestehende Gesetze und Normen machen, aber auch durch Öffentlichkeitsarbeit und bewusste Kaufentscheidungen, z.B. für fair gehandelte Bio-Bananen – die Produzenten zum Umdenken zwingen. Durch eine geringere Produktion könnten frei werdende Böden, obschon zunächst noch verseucht, anderweitig bewirtschaftet werden.